Schweizer in deutschen Diensten

Autor(en): **Erismann, O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **11 (1915)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-181740

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Strenge Naturen mögen in der Krippe zu Weihnachten eine kindliche Spielerei sehen, welche dem hohen, heiligen Andenken an die Geburt des Heilandes durchaus nicht würdig sei. Einmal ist darauf zu erwiedern, dass eine schöne Krippe durchaus ein Kunstwerk für sich sein kann und als solches betrachtet sein will. Dann aber darf auch die naive volkstümliche Krippe, wenn sie den Stich ins Theatralische vermeidet, durchaus ihre Berechtigung beanspruchen; versinnbildlicht sie doch dem naiven Gläubigen ebengenau dasselbe, was dem Gebildeten der blosse Text der heiligen Schrift.

Vom rein künstlerischen Standpunkt aus wäre eine vermehrte Pflege der Krippe durchaus zu wünschen. Die weit vorgeschrittenen, technischen Hülfsmittel würden heutzutage z. B. sehr wohl erlauben, gute Figuren mit geringen Kosten zu vervielfältigen und damit auch der kleinen Börse zugänglich zu machen. Vermöglichere könnten sich trotzdem unverdrossen den Luxus holzgeschnitzter Puppen leisten und damit vielleicht dem gegenwärtig arg darniederliegenden Holzschnitzler gerade lohnenden Verdienst verschaffen!

Schweizer in deutschen Diensten.

Von *O. Erismann.*

1. Kapitel.

Brandenburg-Preussen. 16. und 18. Jahrhundert. Scipio von Lentulus.

Im Jahr 1502 gelang es dem Markgrafen von Brandenburg, *Joachim I.*, zur Verwendung einer Fehde mit der Reichsstadt Nürnberg bei den schweizerischen Ständen die Bewilligung zur Werbung einer Truppe von 2000 Mann zu erhalten, die nach Beendigung dieses für Brandenburg siegreich verlaufenen Feldzugs entlassen wurde. Von da an dauerte es fast 200 Jahre, bis wieder ein schweizerisches Korps in Brandenburg

Dienste tat. Ein Versuch des grossen Kurfürsten *Friedrich Wilhelm,* 1673 die Schweizer als Bundesgenossen in dem grossen Krieg Oesterreichs, Hollands und Brandenburgs gegen Ludwig XIV. zu gewinnen, blieb erfolglos. Dagegen finden wir zu jener Zeit im Dienste des Kurfürsten einen Basler, *Emanuel Froben,* Nachkommen des aus der Humanistenzeit berühmten Buchdruckers *Johannes Froben.* Als Stallmeister Friedrich Wilhelms nahm er Teil an dem glänzenden Sieg, den dieser Fürst am 18. Juni 1675 bei *Fehrbellin* über die Schweden erfocht. Die schöne Schilderung des Aufopferungstodes jenes Mannes für seinen Feldherrn mag in Heinrich von Kleists Prinz von Homburg (II. Akt, 8. Szene) nachgesehen werden.

Des Kurfürsten Sohn, Friedrich III., der 1701 als *Friedrich I.* die Reihe der preussischen Könige eröffnete, liess mit Zustimmung der protestantischen Kantone 1696 in der Schweiz eine Kompagnie von 125 Mann (davon 100 Gemeine) werben, die er, nach Vorbild der Hundertschweizergarde in Paris, als Palast- und Hoftruppe verwendete. Das Cadre bestand aus Hauptmann, Lieutenant, Unterlieutenant, Fähndrich, 9 Unteroffizieren, Sekretär, Chirurg. Dazu kommen vier Trabanten, vier Tambouren, ein Pfeifer und ein Profoss. Im gewöhnlichen Dienst erschienen Offiziere und Mannschaften in der beim preussischen Fussvolk üblichen Tracht, bei grossen Ceremonien in altertümlichen, farbenprächtigen Kostümen und mit phantastischer Bewaffnung: einer Stange mit Doppelaxt, dazu einen Degen. Der erste Hauptmann war ein Waadtländer, der vorher als brandenburgischer Kavallerieoffizier Dienste getan, *Imbert Rolaz* von Rolle. Der zweite, *Sigmund von Erlach,* früher Offizier der französischen Schweizergarde. Später machte ér Karriere in höfischen Aemtern und brachte es bis zum königlichen Hofmarschall.

Das Leben dieser Palastgarde war nicht von langer Dauer. Es hörte mit dem seines Gründers auf, des äusserm Glanz und Prunk nicht abgeneigten Königs Friedrich. Sein Sohn, *Friedrich Wilhelm I.,* der 1713 den Thron bestieg, ein durchaus nüchterner und bis zum Geiz sparsamer Mann, sah

diese Palastsoldaten für ein kostbares und ganz überflüssiges Spielzeug an und entliess sie. Aber er, der so eminent praktische und haushälterische Mann, hatte dafür eine andere, nicht minder nutzlose und kostbare Liebhaberei, das waren seine „langen Kerls“, seine „lieben blauen Kinder“, d. h. die langen Grenadiere seines Leibregiments. Diese fing er durch seine überall verbreiteten Werber in ganz Europa zusammen, mit allen Mitteln, durch Handel, und wenn es nicht anders ging, Raub. Auch mit den Schweizerkantonen suchte er Verbindung, zur Aeuffnung dieses seltsamen Materials. Aber ohne grossen Erfolg, obwohl damals, wenigstens die protestantischen Stände, zu Preussen in freundschaftlichem Verhältnis standen. Mit ihrer Hülfe war 1707 der König über mehrere andere ansehnliche Mitbewerber Herr der ledig gewordenen Grafschaften *Neuenburg und Vallengin* und als solcher Burger von Bern geworden und noch als Kronprinz hatte Frierich Wilhelm diesen Stand zum Taufpaten seines Sohns, des nachmaligen König Friedrich des Grossen erwählt. — Aber trotz alledem und trotz der zugesicherten günstigen Werbebedingungen: hoher Sold, freie Religionsübung für die Katholiken, freie Uniformierung, freies Quartier, Bett und Beheizung, Erlaubnis zur Mitnahme allfälliger Familien, wurden die Werbungen, namentlich in den katholischen Kantonen, nur zögernd und teilweise gestattet, und von der Erlaubnis scheint auch nur mässiger Gebrauch gemacht worden zu sein. Der autoritäre Fürst hielt sich nicht immer an seine Versprechungen und zudem behandelte er seine „lieben blauen Kinder“ mit der Zeit so streng, dass die Rekrutierung der Riesen auf freiwilligem Weg immer schwieriger wurde. Auch der originelle Versuch des Königs, die langen Kerls nach allen Regeln der Kunst zu züchten, entsprach den Erwartungen nicht. Ein lustiges Beispiel dieser Versuche ist folgendes: [1] Der Befehl des Königs an die Gardisten, sich mit recht hochgewachsenen Weibern zu paaren, harmonierte mit dem eifrigen Wunsch des Gardisten Heinrich Bislig von Luzern. Aber Friedrich Wilhelm hatte in-

[1]) Th. von Liebenau, König Friedrich Wilhelm I. von Preussen in seinen Beziehungen zu Luzern. (Monatsrosen 1878.)

zwischen vernommen, dieser „grosse Luzerner“ sei bereits verehelicht. Da der König sehr gottesfürchtig, fromm und namentlich, wie sein Biograph berichtet, „ein recht abgesagter Feind von aller geilen Brunst und Hurerey“ war, so liess er beim Rate von Luzern Erkundigungen über Bisligs Familienverhältnisse einziehen. Der Rat konnte dem tugendhaften König die erfreuliche Mitteilung machen, dass der Ehe dieses Riesen kein „Obstaculum“ im Wege stehe.

Mit dem Regierungsantritt *Friedrichs II.*, des Grossen, wurde dieses Riesenspielzeug, das jährlich 300,000 Taler kostete, auf die Seite gestellt. Friedrichs Anträge auf Errichtung von Regimentern in preussischem Dienst waren (bei Beginn des österreichischen Erbfolgekriegs) durch die Schweizerkantone abgelehnt worden. Dagegen diente unter ihm ein schweizerisches Freibataillon *Heer* von 1761—1763, in den letzten, an kriegerischen Ereignissen nicht mehr reichen Jahren des siebenjährigen Krieges. Wohl wäre Friedrich gerne bereit gewesen, auch nach dem Kriege, schweizerische Freikorps in seine Dienste zu nehmen, aber die den Werbungen in der Schweiz entgegenstehenden Schwierigkeiten waren zu gross. Erst im Frühling seines Todesjahres, 1786, gelang es dem König, durch einen Oberst *Müller* von Amsoldingen, in der Schweiz ein Regiment werben zu lassen, das später nach Magdeburg in Garnison kam, sich in wenigen Jahren vollständig nationalisierte, und nach den unglücklichen Kriegen von 1806/07 gänzlich verschwand.

Wohl aber fanden einzelne in den Verband der preussischen Armee getretene Schweizer Gelegenheit, in den schweren und berühmten Kämpfen sich auszuzeichnen, welche Preussen um den Besitz Schlesiens gegen drei Grossmächte und das deutsche Reich führte. Und zwar gehörten alle diese Schweizer derjenigen Waffe an, welche in ihrem Vaterland immer die Rolle eines Stiefkindes gespielt, in den Kriegen des grossen Königs zu hoher Ausbildung gebracht, so oft die Entscheidung zugunsten der preussischen Waffen herbeigeführt hat — der Reiterei. Der berühmteste unter diesen schweizerischen Reiterführern war der Berner mit dem klassischen römischen Namen, *Scipio von Lentulus*, Sohn

Cäsars von Lentulus, der österreichischer Feldmarschall-Lieutenant und glänzender Kavalleriegeneral war. Scipio tat zuerst unter seinem Vater wackere Dienste. Bei einer Reise in die Levante, die er als Kommissär bei den Friedensverhandlungen mit der Türkei machte, nahm er auch die Stelle in Augenschein, wo die Juden durch das rote Meer gezogen sein sollen. Dabei machte er die für die Kenntnis der biblischen Geschichte wichtige Bemerkung, „dass Moses bei Veranstaltung des Ueberganges, welcher in einer grossen gedrängten Kolonne geschah, sich als trefflichen General der Infanterie bewiesen hätte". Jedenfalls war dann Pharao ein um so schlechterer Pontonieroffizier! Nachmals focht er in den schlesischen Kriegen, an denen sein Vater ruhmvollen Anteil genommen hatte. Als im Jahr 1744 Prag vor dem Heere des alten Dessauers kapitulieren musste, war Hauptmann von Lentulus, der mit 200 Dragonern in der Veste lag, der einzige Offizier, der die Kapitulation nicht unterschreiben wollte. „Ich bin in Prag zum Fechten und nicht zum Gewehrstrekken". Und als er nach dem Ausreiten in die Mitte der preussischen Bataillone gekommen war, zerbrach er seinen Degen und alle seine 200 Reiter taten desgleichen. Das gefiel dem siegreichen König so wohl, dass er den widerbörstigen Berner andern Tags zur Tafel zog und ihn zum Uebertritt in seinen Dienst einlud, was aber Lentulus für diesen Moment doch ablehnte. Seine Treue wurde durch die Kaiserin schlecht belohnt. Sein Avancement unterblieb, wohl deshalb, weil die streng katholische Fürstin überhaupt den Offizieren ihrer Konfession bei gleicher oder auch bei minderer Qualifikation den Vorzug gab, — nicht zu ihrem Heil, denn diese Tendenz entfremdete ihr u. a. eine Anzahl vorzüglicher ungarischer Reiteroffiziere reformierten Bekenntnisses. Sie suchten und fanden ihr Glück in den Diensten König Friedrichs, dem die Konfession seiner Offiziere gleichgültig war; und die damalige treffliche Ausbildung der preussischen Husaren ist nicht zum mindesten der Aufnahme junger ungarischer Elemente zu verdanken. Auch Lentulus folgte jetzt, nachdem er aus den österreichischen Diensten regelrecht entlassen worden war, einer neuen, durch den Fürsten *Leopold von Dessau* vermit-

telten Einladung, in den preussischen Dienst zu treten. Und nun begann seine ruhmvolle, für einen Ausländer ausnahmsweise glänzende Laufbahn unter den Fahnen des königlichen Helden. 1744 begann er sie als Major und Flügeladjutant, um erst 35 Jahre später sie in vollen Ehren und in unbeschränktester Anerkennung seiner Leistungen als Generallieutenant zu beschliessen. Zunächst fand er während der Friedenszeit Gelegenheit, sich bei der Ausbildung der preussischen Kavallerie zu betätigen, welche diese, unter dem vorigen Könige ganz vernachlässigte Waffe sehr nötig hatte. Dann, 1756, kam der siebenjährige Krieg, und in den meisten Schlachten und Treffen dieses Feldzugs, welche Friedrichs Namen so berühmt und so gefürchtet gemacht haben, focht Lentulus mit: Bei *Lowositz,* in der *Pragerschlacht,* wo des Königs Feldherr, der Graf *Schwerin,* den Heldentod fand, und wo ein anderer Schweizer, Generalmajor *Warnery* aus Morges, an der Spitze eines Korps Husaren wacker zum Sieg mitgeholfen hatte. Bei *Rossbach* ritt er neben *Seydlitz,* dem berühmten Reitergeneral, an der Spitze des Gensdarmenregiments und der Gardekürassiere, deren ungestümer Anritt die für den Feind so verhängnisvolle Schlacht einleitete und in vernichtender Weise zu Ende brachte. Bei *Leuthen* führte er wieder die zur Brigade vereinigten Gensdarmen und Garde-du-Corps, nunmehr unter dem Oberbefehl *Ziethens;* seine Reiter hatten im feindlichen Kartätschenfeuer einen harten Stand, ihm selbst wurde ein Pferd unterm Leibe erschossen. Und als bei *Zorndorf* die Schlachtlinie der preussischen Infanterie auf dem angreifenden linken Flügel ins Wanken geriet, da waren es wieder die Reitermassen, welche unter ihrem *Seydlitz* heranbrausten, sich auf die vordringenden russischen Kolonnen warfen und unter den tapfern feindlichen Grenadieren, welche weder weichen noch sich ergeben wollten, ein entsetzliches Blutbad anrichteten. Neben Seydlitz ritt abermals unser Scipio Lentulus, dessen hünenhafte Figur seinen Kürassieren im Schlachtgetümmel ein rechter und vertrauenerweckender Wegweiser mag gewesen sein. Denn er, wie sein ruhmvoller Führer, folgten der alten kavalleristischen Tradition, dass der Führer seinen Reitern voran-

sprengen muss. Er selbst ging aus dem mörderischen Handgemenge unverletzt hervor, dagegen erhielt ein anderer Schweizer - Dragoneroffizier, Generalmajor *Gabriel Monod*, ein Waadtländer, die Todeswunde.

Friedrich der Grosse, der seine Leute kannte und anerkannte, hielt Lentulus in Ehren. Er verhalf ihm zu einer hochadeligen Gemahlin, der Nichte des in der Schlacht von Prag gefallenen Feldmarschalls *Schwerin* und feierte die Hochzeit durch eine selbstverfasste Ode. Er verlieh ihm die Baronie *Colombier* in seinem Fürstentum Neuenburg, er machte ihn zum Chef seines Leibkürassierregiments, er liess ihn beim Siegeseinzug in Berlin nach Beendigung des Kriegs in seinem Wagen mitfahren, er verwendete ihn zu Missionen diplomatischer oder repräsentativer Natur, er nahm neben andern auch ihn als Begleiter mit zu der berühmten Zusammenkunft von 1769 mit Kaiser *Josef II.* in *Neisse*. In dem auserwählten Kreis, welchen der König in Sanssouci um sich zu versammeln pflegte, war Lentulus ein gern gesehener Gast. Doch schienen seine Beziehungen zum König später etwas kühler geworden zu sein und die Schuld daran, sagt die Fama, trage eine Prise, welche Lentulus sich gestattet habe, Friedrichs Dose ohne ausdrückliche Einladung zu entnehmen. Der König war seinen Gästen gegenüber wohl sehr expansiv und mitteilsam, liebte aber doch dergleichen Vertraulichkeiten nicht.

Lentulus war nach Beendigung des Kriegs zweimal vorübergehend in der Heimat gewesen, einmal im Auftrag des Königs, um den Neuenburgern, die Händel mit ihm hatten, Raison beizubringen, was ihm mit Hülfe der Bernertruppen auch gelang. Die regierenden Herren in Bern, deren Militärmacht er bei einer andern Gelegenheit inspizierte, erwiesen sich gegen den angesehenen General des grossen Königs ausserordentlich höflich und wohlwollend, sie stifteten ihm eine schwere goldene Kette und machten ihn zum „Generallieutenant über sämtliche Kriegsvölker des Kantons“. Ein loyaler Bernerdichter jener Zeit hat die Begebenheit mit einem schwungvollen Preisgesang verherrlicht, der mit folgenden erschütternden Versen schliesst:

„Drängen sich wohl allzusammen
An den auserwählten Held,
Lassen leben hoch den Namen,
Den man kennt in aller Welt;
Werden müde nicht zu preisen
Seinen Mut und Tapferkeit:
Lentulus tut er auch heissen,
Generallieutenant dieser Zeit."

Im Jahr 1779 nahm Lentulus, 65 Jahre alt, seinen Abschied aus der preussischen Armee, der ihm in rühmlichster Weise erteilt wurde. Sein Nachfolger als Chef des Leibkürassierregiments wurde ein Basler, Generalmajor *Johann Rudolf Merian.*

Lentulus ging nach Bern und kaufte sich ein Landgut in freier, aussichtsreicher Lage, neben dem noch heute als solchen bekannten Lentulushubel. Er gab ihm den wohlangebrachten Namen Mon repos. Noch ein paar Jahre tat er seinem Vaterland gute Dienste. Er übernahm die Landvogtei Köniz und interessierte sich ganz besonders um das Wehrwesen, nicht nur Berns, sondern auch der übrigen Schweiz und diese Treue an seine Heimat darf dem alten verdienten Reitergeneral des ersten Feldherrn seines Jahrhunderts hoch angerechnet werden. Er starb am 26. Dezember 1786, im gleichen Jahr wie sein königlicher Herr und wie sein alter Waffenkamerad, der Husarengeneral *Ziethen.* „Im siebenjährigen Krieg" soll Lentulus mehr als einmal gesagt haben „hat Ziethen bisweilen den Vorderzug geführt, der König die Mitte, ich selbst den Nachtrab, in gleicher Ordnung gehe der Marsch ins Reich der Toten." Und also geschah es, Ziethen starb im Januar, Friedrich im August, Lentulus im Dezember. Er wurde seinem Wunsch gemäss auf seinem Gut begraben; sein Grabstein auf dem Lentulushubel ist heute noch zu sehen. Auf dem Postament des wunderbaren Reiterstandbildes Friedrichs des Grossen, das von der Meisterhand *Rauchs* gebildet, zu Berlin unter den Linden steht, ist auch der Name Scipio von Lentulus eingegraben.

Wir können das Kapitel nicht schliessen ohne noch eines

andern schweizerischen Kavallerieoffiziers zu gedenken, des Husarenrittmeisters *Johann Ulrich von Orelli* aus Zürich. Er hatte nicht Gelegenheit sich kriegerische Lorbeeren zu erwerben wie seine vorgenannten Landsleute, denn seine Diensttätigkeit fiel in die auf den siebenjährigen Krieg folgende Friedensperiode, die nur durch den kurze Zeit dauernden und matt geführten bayerischen Erbfolgekrieg (1778/79) unterbrochen wurde. Sein Name wird genannt in Verbindung mit dem seines berühmten Landsmanns *Salomon Landolt,* des nachmaligen Landvogts von Greifensee. Als dieser 1776 nach Berlin kam, um sich die berühmten Manöver in Potsdam anzusehen und vom König huldvoll aufgenommen wurde, machte sein Freund Orelli ihn mit einem Kameraden von den Husaren bekannt. Er führte ihn auch bei dem alten *Ziethen* ein, der in freundlicher Weise die Beiden mehrmals zur Tafel einlud und an den Kenntnissen und lustigen Einfällen des zürcherischen Jägeroffiziers die grösste Freude hatte.

1786 musste Orelli aus Gesundheitsrücksichten den Abschied nehmen. Er kehrte nach Zürich zurück, wo er ein Jahr lang als Oberinstruktor der Kavallerie amtete, um dann nach Neapel zu ziehen. Dort wirkte er unter dem damaligen Generalinspektor der neapolitanischen Schweizerregimenter, dem Maréchal de camp *Ulysse Anton von Salis-Marschlins* an der Reorganisation der neapolitanischen Armee mit.

2. Kapitel.

Neuenburger Schützenbataillon.

Im Jahr 1814 kam Neuenburg, dessen Souverän unter Napoleon sein berühmter Generalstabschef, Marschall *Berthier,* gewesen war, wieder unter das Szepter seines frühern Herrn, des Königs *Friedrich Wilhelm III.* von Preussen. Diese Souveränität bedingte allerdings nicht die Eingliederung der Neuenburger Milizen ins preussische Heer, denn Neuenburg wurde nicht preussisch, es hatte lediglich den gleichen Fürsten wie Preussen. Allein in der Verfassung, welche der Monarch im Juni 1814 seinen wiedergewonnenen Untertanen gab, wahrte er sich das Recht, für seine Garde

ein neuenburgisches Bataillon von 400 Mann in Dienst zu nehmen. Es ist nun bemerkenswert, dass die Initiative zu dieser Idee nicht von Preussen ausging, sondern vom neuenburgischen Staatsrat. Dieser hatte schon vor Erlass der Verfassung an den König das Gesuch zur Aufnahme einer Neuenburger Truppe in den *speziellen* Dienst seiner Majestät gerichtet. Das Motiv zu dieser Eingabe scheint hauptsächlich der Wunsch gewesen zu sein, die aus den napoleonischen Diensten heimgekehrten Landeskinder, die sich den sanftern Sitten des wiedergekehrten Friedens nicht mehr recht anpassen wollten, sich vom Hals zu schaffen. Der König, der seinem Ländchen im fernen Jura immer wohl gewogen war, nahm den Gedanken sympathisch auf und schon im Juli gleichen Jahres waren die Bedingungen zur freiwilligen Werbung eines neuenburgischen *Gardeschützenbataillons* in Form einer Kapitulation festgestellt. Das Bataillon sollte 429 Mann zählen, darunter einen kommandierenden Stabsoffizier, vier Hauptleute, 16 Lieutenants, einen Adjutanten, einen Verwaltungsoffizier, 40 Sergeanten, Unteroffiziers, Fahnenträger, vier Chirurgen, ein Waffenunteroffizier, einen Tambourmajor, acht Hornisten oder Tambouren und 352 Soldaten, eingeteilt in vier Kompagnien. Den Kommandanten wählte der König direkt, die übrigen Offiziere auf Vorschlag des Neuenburger Staatsrats. Die Mannschaft sollte zu mindestens drei Vierteln aus Neuenburgern bestehen, zu einem Viertel der Offiziere und Soldaten wurden andere Schweizer zugelassen. Die Dienstpflicht wurde auf vier Jahre festgesetzt mit dem Recht zur Neuengagierung auf zwei oder vier Jahre nach Ablauf dieser Zeit. In Beziehung auf Sold, Avancement, Rationen, Ausrüstung, Verwaltung und Rechtspflege wurde das Bataillon den übrigen Gardetruppen gleichgestellt und das Handgeld betrug 30 Taler = Fr. 112. 50.

Die Jahresbesoldung war die folgende: Kommandant Fr. 7650, Hauptmann I. Klasse Fr. 5325, II. Klasse Fr. 3000, Oberlieutenant Fr. 1500 (später Fr. 1635), Unterlieutenant Fr. 991 (später Fr. 1126), Feldweibel Fr. 338, übrige Unteroffiziere Fr. 134 bis Fr. 250, Trompeter Fr. 202, Schütze Fr. 86—93. Ausserdem waren nach einer Anzahl von Dienst-

jahren (beim Offizier 15, bei Unteroffizieren und Soldaten 12) Rücktrittsgehalte zugesichert.

Die ersten Werbungen gingen rasch und gut von statten und bald waren zwei Kompagnien beisammen. Namentlich war der Zudrang zu den Offiziersstellen beträchtlich. Die Söhne der guten Familien Neuenburgs versprachen sich vom Dienst unter dem König alle Herrlichkeiten. Aber bald kam der Rückschlag, Soldaten und Offiziere fanden nicht was sie suchten. Die stramme preussische Zucht, die ungewohnte Lebensweise, die kühle Haltung der preussischen Kameraden, welche den Zuzug dieser Soldaten aus fremdem Lande mit kurzer Dienstzeit doch als etwas fremdes und schwer assimilierbares ansahen, das langsame Avancement, verleideten den Neuenburgern schnell den Dienst und erschwerten die Werbungen. Namentlich scheint ihnen die etwas karge und ganz fremdartige Kost nicht zugesagt zu haben. „Wer nach Berlin geht, soll 40 Ellen Därme zurücklassen“, hiess es bei den Schützen. Die Soldaten begannen zu desertieren, viele Offiziere kehrten so bald als möglich „zu Muttern“ zurück und blieben dort. So veränderte sich der nationale Charakter der Truppe ziemlich rasch und in kapitulationswidriger Weise. Französische, holländische, österreichische Deserteurs wurden angeworben, namentlich aber die Cadres nach und nach durch preussische Offiziere, einjährig Freiwillige und Unteroffiziere ergänzt und 1841 wurde die Mannschaft durch preussische dreijährig Freiwillige vermehrt, um das Bataillon auf die etatmässige Stärke zu bringen. Während der erste Chef des Bataillons noch ein Neuenburger war, — *Gustav von Meuron,* waren von 1817 an alle seine Nachfolger Preussen. Und es lässt sich nicht bestreiten, dass die Qualität des Korps durch diese Vermischung mit dem deutschen Element gewann. Denn im Anfang liess seine Haltung, namentlich in Beziehung auf Disziplin, viel zu wünschen übrig. Der dunkelste Punkt in seiner Geschichte ist sein Aufenthalt in Paris während des Feldzuges von 1815, wo das Desertieren so intensiv betrieben wurde, dass man ernstlich daran dachte, das Bataillon von der Garde abzutrennen. Und dass auch sonst sein Ruf damals nicht gerade mustergültig war, zeigt

folgende Anekdote: Bei einem königlichen Diner wurde berichtet, man habe nicht weit von der Kaserne der Schützen eine bis aufs Hemd entkleidete Leiche gefunden. „Das hat doch nicht einer Ihrer Leute getan?“, frug der König den anwesenden Kommandanten der Tirailleurs. „Das glaube ich nicht“, meinte dieser, „sonst hätte er der Leiche gewiss nicht das Hemd gelassen“. — Aber das besserte mit der Zeit, und der Dienst gab den mehr und mehr disziplinierten und geschulten Neuenburgern Gelegenheit genug, die guten Eigenschaften des spezifisch französischen Militärgeists zu zeigen. „Wenn sie nicht den hohen Wuchs ihrer Kameraden, der preussischen Grenadiere hatten“, schreibt ein alter Offizier des Bataillons, „so hatten sie im Marschieren etwas Leichtes, Keckes, Elegantes, was sie vor den andern Truppen auszeichnete. Und an der Parade nahmen ihre leichtbeweglichen Glieder eine ebenso geschlossene und feste Haltung an wie die der Grenadiere. Den übrigen preussischen Truppen entschieden überlegen waren sie im Tirailleur-, Patrouillen- und Vorpostendienst.“ Bei diesen Vorzügen konnte es auch nicht schaden, wenn sie, in pietätsvollem Gedenken an ihre heimatlichen Reben, gelegentlich einen guten Schluck nahmen. „Gut sehen sie aus“, äusserte sich ein anderer Neuenburger-Offizier über seine Unteroffiziere, „sie sind energisch und guten Geistes, aber — gehörige Kneiper“. „Sie tranken ihren Wein ohne Wasser und zahlten baar“, berichtet ein anderer. Aber dass auch die Offiziere es verstanden, beim Wein festzusitzen, bezeugt folgende Anekdote: Es kam oft vor, dass sie in einem Lokal zechten, das ungefähr auf der ihrer Kaserne entgegengesetzten Seite der Stadt lag. Wenn's dann gegen Mitternacht ging, nahmen sie eine Droschke, um in aller Eile und vor Torschluss die Kaserne zu erreichen. Die Droschkenkutscher indessen waren ihnen nicht gern zu Dienst, denn der Weg war weit und die Taxe betrug nur fünf Silbergroschen (ca. 60 Rappen); sie drückten sich daher so gut sie konnten. Aber die Neuenburger passten auch auf und stellten die Drückeberger; in diesem kleinen Krieg scheinen sich u. a. zwei Lieutenants, ein *Pfuhl* und ein *Merveilleux* hervorgetan zu haben. Als in einer schönen Sternennacht ein Kutscher,

der den andern an Entschlossenheit scheint über gewesen zu sein, den Pfuhl herankommen sieht, gibt er dem Pferd die Peitsche und haudert davon, dem erstaunten Offizier zurufend: „Adie Pfuhl! Gruss an Mourmeillieu (Berliner Aussprache für Merveilleux)!“ Diese Abschiedsworte wurden dann in Berlin eine sehr populäre Redensart, die so viel sagen will, als das französische „Adieu, je t'ai vu!“ — Dabei rauchten die Neuenburger wacker ihren Tabak aus grossen Porzellanpfeifen, die sie in ihren Tschakos auf den Exerzierplatz mitnahmen. In ihrer nicht karg zugemessenen freien Zeit pflegten die Soldaten ihre Einkünfte durch Nebenverdienste zu verbessern, als Gärtner, Handlanger bei den Spreeschiffern, mit Dienstleistungen für die dem Bataillon zugeteilten Einjährig-Freiwilligen, besonders auch als Uhrenreparateure. Bei der Berliner Bürgerschaft waren sie im ganzen populär. „Wenn die Nefschandeller die Wache haben, kann man sich drauf verlassen, dass es auf den Strassen keinen Skandal gibt.“ Wir erinnern uns hiebei des Dichterwortes, das anlässlich eines Attentates auf Friedrich Wilhelm IV. durch den Bürgermeister Tschech erklungen ist:

Unten also in dem Schloss
Steht dem König sein Kaross.
Das war morgens um die achte
Als noch Niemand Böses dachte.
Nefschandeller stehn umher,
In dem Arm ihr klein Gewehr,
Und ein Mann ganz eingemummelt
Ist ins Schloss hineingebummelt.
usw.

Die Uniform (erst Frack, seit 1843 Waffenrock) war grün, die Hosen weiss. Kopfbedeckung: Tschako mit hohem Federbusch, seit 1843 Helm (Pikelhaube), im übrigen wie die der andern preussischen Gardetruppen. Bewaffnung: Preussisches Jägergewehr und Waidmesser. Die Fahne, die der König im April 1825 in Potsdam dem Bataillon feierlich übergab, trug auf orangenem Grund den preussischen schwarzen Adler.

Bei der Beisetzung Friedrich Wilhelms III. (1840) im

Mausoleum von Charlottenburg nahm das Neuenburger Bataillon in der Domkirche einen Ehrenplatz ein, es stand also damals in Beziehung auf Ausbildung und Disziplin offenbar auf der Höhe.

Im Frühjahr 1848 sagte sich das Neuenburger Volk von seinem König los und Neuenburg wurde ein freier Schweizer-Kanton. Von da an bestand natürlich kein offizielles *Neuenburgerbataillon* mehr in Preussen. Doch existierte das Gardeschützenbataillon weiter. Die Neuenburger und andere Schweizer, welche darin noch dienen wollten, konnten es. Der letzte Schweizerschütze wurde 1852 entlassen. Von Neuenburger Offizieren blieben drei, der Hauptmann *Merveilleux* und die Lieutenants *von Pourtalès* und *von Gélieu*. Der letztere machte alle die spätern ruhmreichen Feldzüge Preussens in hervorragender Weise mit, wurde Generallieutenant und Gouverneur von Koblenz und ist in Berlin gestorben. Unter den übrigen alten Neuenburgern verdient ehrenhafte Erwähnung der später in den Dienst der Eidgenossenschaft getretene und als Militärschriftsteller bekannt gewordene Oberstlieutenant *von Mandrot*.

Bis 1848 hatten die Neuenburger Schützen keine Gelegenheit zu kriegerischer Tätigkeit. Ihre Feuertaufe erhielten sie im Berliner Barrikadenkampf des Revolutionsjahres. Damals bildeten sie noch schwach zwei Sektionen der vierten Kompagnie, also den kleinsten linken Flügel des Bataillons. Aber diese Kleinen drängten sich mit Ungestüm in die vordern Reihen. Als ein Offizier sein Erstaunen darüber ausdrückte, diese Sektionen beim Sturm auf eine Barrikade plötzlich neben dem vordersten Peloton zu sehen, entgegnete ein Schweizer Schütze: „Herr Lieutenant, wenn die Kugeln pfeifen, kann man nicht dahinten bleiben.“ — Und als im April des gleichen Jahres das Bataillon zum Krieg gegen Dänemark in Schleswig einrückte, nahm es ehrenhaften Anteil an den Kämpfen von *Schleswig, Düppel* und *Fridericia*. Im erstern wird von der wackern Haltung eines Schweizer-Schützen *Wyss* berichtet. Durch die Wange geschossen und stark blutend, bat er den Lieutenant abtreten zu dürfen, „um sich am Brunnen ein bischen zu waschen“. Nachdem er das in

summarischer Weise getan, trat er wieder in Reih und Glied und streckte drei Dänen nieder, die sich auf einen Offizier werfen wollten, obwohl ihm der Anschlag mit seiner zerschossenen Wange schwer genug wurde. Diese Tat veranlasste den Bataillonskommandanten, den nachmals so berühmt gewordenen *Vogel von Falkenstein,* den tapfern Mann zum Unteroffizier zu machen. Und noch ein anderes braves Soldatenstück: Bei Fridericia trieb ein dänisches Boot, durch eine Granate von dem Kriegsschiff getrennt, an das es angekettet war, gegen das Ufer zu an dem die Deutschen standen. Sogleich verlangen zwei Schweizer Schützen die Erlaubnis, zum Boot zu schwimmen. Sie wird mit einiger Schwierigkeit erteilt, die wackern Mannen springen ins Wasser und schleppen die Beute glücklich ans Ufer. Dort besteigen sofort die Lieutenants Pourtalès und Gélieu das Fahrzeug und rudern unerschrocken wieder hinaus, um das dänische Ufer zu rekognoszieren. Alle vier wurden nachher im Tagesbefehl ob ihrer Kühnheit belobigt.

Und überall, wo unsere Schweizer waren, zeichneten sie sich aus. Galt es einen Handstreich auszuführen oder schwierige Patrouillengänge zu machen, so waren es vorab die Schweizer des Gardeschützenbataillons, an welche die preussischen Führer sich wandten.

Die Gründung des neuenburgischen Schützenbataillons entsprach, wie wir gesehen, dem Wunsch des damaligen Königs, der durch sie der Wiedergewinnung des kleinen Fürstentums im Jura offenbar eine gewisse äussere Weihe geben wollte. In Neuenburg selber war sie nie so recht populär. „Der Feuereifer für den preussischen Dienst, welcher die Nation zu verzehren schien“, bemerkt der Geschichtsschreiber des Bataillons, [1]) „hat in der Tat nur die sieben Mitglieder des Staatsrats ergriffen, welche ihre eigenen Wünsche mit denen des Volkes verwechselten“. Wie oben gesagt, hielt es schon von Anfang an schwer, den vorgesehenen Mannschaftsstand an Eingebornen zu bekommen, immer mehr entnationalisierte sich die Truppe und in den letzten Jahren gab man

[1]) *Vodoz*, le bataillon Neuchâtelois des tirailleurs de la Garde.

dem ständigen Werbeoffizier in Neuenburg von Preussen deutlich zu verstehen, dass man die Anwerbung weiterer Landeskinder *nicht* wünsche. Und als dann 1848 die vollständige Lösung von Preussen erfolgte, verschwand das Attribut der Gardeschützen, „Neuenburger“ als ganz selbstverständlich, ohne irgend welches Aufheben, ohne Sang und Klang. Aber es darf festgestellt werden, dass das Bataillon, solange es den schweizerischen Namen trug, sich mit der Zeit so herausgebildet und diszipliniert hat, dass es seinen Posten mit allen Ehren ausfüllte. Neuenburgische Offiziere haben Hervorragendes geleistet und glänzende Karriere gemacht. Neuenburgische Unteroffiziere, die über die kapitulierte Zeit hinaus Dienst taten, brachten es zu einem solchen Grad von Tüchtigkeit, dass sie häufig zur Instruktion junger preussischer Offiziere beigezogen wurden und neuenburgische und andere schweizerische Schützen haben, sobald sie einmal ins Feuer kamen, gezeigt, dass sie an Tapferkeit und Kaltblütigkeit nicht hinter ihren Kameraden in andern Fremddiensten zurückstanden.

3. Kapitel.

Kursachsen. — Trier. — Köln.

Die Kurfürsten von Sachsen waren in der zweiten Hälfte des 17, und anfangs des 18. Jahrhunderts wiederholt in schweren Kriegsnöten. Sie beteiligten sich an den Kriegen von Kaiser und Reich gegen Ludwig XIV. und ausserdem führte Kurfürst *August,* genannt *der Starke,* seit 1697 gleichzeitig König von Polen, einen schweren, Menschen und Geld fressenden Krieg gegen *Karl XII.,* den berühmten Schwedenkönig. Wiederholt machten während diesen Zeiten die sächsischen Fürsten den Versuch, ihre dezimierten Armeen durch Schweizer zu ergänzen. Aber die Kantone konnten sich nie entschliessen, Werbungen zu gestatten, obwohl der kursächsische Hof den Söhnen der Regimentsfähigen ausser den pekuniären viele andere Annehmlichkeiten hätte bieten können. Aber andere Staaten, Frankreich, Holland, Oesterreich etc. nahmen zu jener Zeit das schweizerische Material derart in Anspruch, dass neue Kunden nicht mehr berück-

sichtigt werden konnten. Dagegen bewilligten Basel, Zürich und Bern 1656 die Werbung einer 128 Mann starken *Leibgardenkompagnie,* welche neben einem bereits bestehenden Korps einheimischer Trabanten die fürstlichen Haustruppen zu bilden und die fürstlichen Schlösser zu bewachen hatten. Fünf Jahre später kam eine zweite Kompagnie hinzu, in den gleichen Kantonen geworben. Nach ihrer Bewaffnung und den Grundfarben ihrer Uniformen (geschlitztes Wams und Kniehose, Barett und Krause) nannte man die erste „die gelbe Kompaney" oder „die Hellebardierer", die andern „die rote" oder „die Musketierer". Hauptmann der Gelben war Oberstlieutenant *de Magny,* ein geborner Schweizer; der Roten *Johann Caspar von Escher von Buchs* und Zürich. 1669 wurden die Musketiere wieder entlassen und Escher übernahm an Stelle Magnys, dessen Entfernung wegen der fortwährenden Klagen seiner Mannschaft notwendig geworden war, das Kommando der Hellebardiere.

1679, nach Schluss des Friedens von Nymwegen war infolge der Kriegslasten in Sachsen der Steuerdruck so unerträglich geworden, dass der Kurfürst zu einer Reduktion seiner Truppen sich entschliessen musste. Und da war vorab die teure Schweizergarde ein Luxus, den man sich nicht mehr glaubte gestatten zu können. Sie wurde abgedankt.

Während des schwedischen Krieges gelang es *August II., dem Starken,* dem Kurfürst-König, der durch die siegreiche Taktik seines nordischen Gegners sehr ins Gedränge geraten war, ein Regiment Feldtruppen werben zu lassen, das er schweizerisches Garderegiment nannte, und zwar ohne Bewilligung der Kantone. Es bestand zum grössten Teil aus Schweizern und Franzosen, Deserteuren und Gefangenen. Befehlshaber war ein *Latour du Pin Baron von Mallerarques.* Dies Regiment bildete einen Teil der sächsischen Armee *Schullenburgs,* die bei *Fraustadt* in Polen eine schwere Niederlage erlitt. Es focht auf dem rechten Flügel des ersten Treffens und gab erst nach langem tapfern Kampf, der vom linken Flügel her sich verbreitenden Deroute nach. Beim Rückzug musste es die Waffen strecken und soll zum grössten Teil niedergehauen worden sein.

Nachdem der Friede geschlossen und das Land wieder etwas zu Atem gekommen war, liess König August seinem Hang zu Prunksucht und unsinniger Verschwendung alle Zügel schiessen. Neben andern kostbaren Liebhabereien war an den Höfen jener Zeit das Spielen und Paradieren mit Soldaten Mode. Als besonders „vornehm“ galt der Besitz einer Schweizergarde nach dem Vorbild der berühmten Hundertschweizer der französischen Könige; das Räuspern und Spukken der letztern war ja überhaupt damals den deutschen Palastherren vorbildlich. Diesem Geschmack folgend gründete der König 1725 ebenfalls eine Schweizergarde. Er hatte von Anfang an den redlichen Willen, sie aus Naturschweizern zu bilden, da er aber keine bekommen konnte, behalf er sich mit seinen sächsischen „Trabanten“, die nun als „nicht wirkliche Schweizer“ den Dienst in Augusts Schlössern und Palästen taten, und neben seinen übrigen Theatertruppen, den „Grand-Mousquetaires, den langen Grenadierern und den Janitscharen“ in glänzenden Aufzügen sein Auge erfreuten und seinen Gästen Spass machten. Dabei setzte er seine Jagd nach Urschweizern fort, und durch Bemühungen seines Abgesandten, Oberst *Hubert von Diesbach,* Kapitänlieutenant der sog. Schweizergarde (gestorben 1742 als Generalmajor), gelang es ihm, in Freiburg und beim Abt von St. Gallen etwa 30 Mann zu bekommen, welche im Jahr 1730 den Stand der Garde auf 120 Mann brachten. Weitere Werbungen in der Schweiz fanden von da ab bis zur Auflösung der Leibgarde im Jahr 1815 keine mehr statt. Dagegen befanden sich während des 18. Jahrhunderts, während bei der Garde wenige Schweizer als Offiziere dienten, in den Offizierskorps der übrigen Teile der sächsischen Armee mehrere Schweizer, zum Teil in hervorragender Stellung. Folgende Namen mögen neben den bereits genannten hier ihren Platz finden:

Franz Noah von Crousaz verdiente seine Sporen auf dem Schlachtfeld von *Malplaquet.* Als alle Offiziere seines Regiments *(Métral* auf holländischer Seite) tot oder verwundet waren, führte er, der 15jährige Fähnrich, das Regiment in guter Ordnung aus dem Treffen zurück. Seinen Rapport an die Generalstaaten unterschrieb er: „De Crousaz, enseigne et

commandant du régiment de Métral.“ — 1721 trat er in den Dienst des Königs von Polen und nahm 1741 als Kommandant eines Musketierbataillons an der Erstürmung von Prag ruhmvollen Anteil. In der Schlacht von *Hohenfriedberg* (1745) führte er das sächsische Garderegiment, das sich so auszeichnete, dass es die Erlaubnis erhielt, fortan beständig Grenadiermärsche zu schlagen. 1756 geriet er mit der sächsischen Armee im Lager von Pirna in preussische Kriegsgefangenschaft. 1766 starb er als Generallieutenant.

Hans Heinrich von Escher von Buchs, Neffe des bereits genannten Gardehauptmanns Johann Kaspar, brachte es (1680) bis zum Obersten des (Feld)-Leibregiments, ging dann nach Zürich zurück und beschloss 1714 seine Tage als „Quartierhauptmann von Trüllikon“.

Eine originelle Figur ist der Maltheser Ritter *Josef de Griset, Baron de Forel.* Nachdem er die vom Orden vorgeschriebenen „sechs Züge gegen den Erbfeind“, d. h. die Türken, vorgenommen hatte, wurde er Komtur- und Galeerenhauptmann und kam dann 1747 an den Hof des sächsischen Kurfürsten *Friedrich Augusts III.,* wo er rasch zu verschiedenen hohen Hofämtern, Prinzenerzieher, Geheimrat, Oberhofmarschall avancierte. Die Gnade, die Serenissimus über ihn ergoss, soll auf ein gastromanisches Geschehnis zurückzuführen sein. Das Kurfürstenpaar hielt sehr auf leckere Gerichte. Da bereitete ihnen Griset, der Freiburger, einmal das köstliche Gericht seiner Heimat, die aus Vacherin bereitete Fondue. Höchstsie waren über den Genuss dieser „Götterspeise“ ausser sich vor Entzücken. Sie liessen sich über deren Bereitung durch den Freiburger Maltheser Vortrag halten, machten sich ein Vergnügen daraus, sie fürderhin zur Verbesserung ihres Abendschmauses selber zu bereiten und vergassen nie, auf ihren Reisen einen ansehnlichen Vorrat des köstlichen Käses mitzunehmen. Griset aber wurde durch die dauernde Huld des Monarchen mit einer prächtigen Tabatière belohnt. Noch nützlicher erwies er sich dem immer geldbedürftigen Fürsten, als er ihm ein Anleihen von 50,000 Reichstalern bei seinem Heimatkanton vermittelte. Später legte er seine Aemter nieder, um seine Ansprüche auf hohe

Beamtungen seines Ordens zu verfolgen, nicht mit dem gewünschten Erfolg. Er starb 1786. Sein Neffe, *Jean de Griset,* zuerst Offizier in französisch-schweizerischem Dienst, trat 1766 als Oberst in die sächsische Armee, wurde Hauptmann der sogenannten Schweizergarde und starb 1820 als General. Auf seine Heimat war er nicht gut zu sprechen. 1784 schrieb er über die Freiburger Regierung: „Die öffentlichen Interessen haben sie den privaten der Patrizierfamilien untergeordnet, im Gegensatz zu Bern, wo das Staatswohl jedem andern vorangeht."

Sein Bruder *Philipp,* ein gebildeter, mit den französischen Encyclopädisten in Verbindung stehender Mann, wurde sächsischer Gesandter in Madrid und hatte als solcher Gelegenheit, sich dem grossen Forscher *Alexander von Humboldt* gefällig zu erweisen.

Johann Rudolf Fäsch von Basel und sein Sohn *Georg Rudolf* waren Ingenieuroffiziere von hervorragender Bedeutung. Der erstere wurde 1741 Chef des sächsischen Ingenieur-Korps, der zweite richtete das befestigte Lager von *Pirna* ein, in welchem 1756 die ganze sächsische Armee vor Friedrich dem Grossen kapitulieren musste. Im bayrischen Erbfolgekrieg war er Generalquartiermeister. Er wie sein Vater machten sich auch als Militärschriftsteller einen Namen. Er starb 1787.

Es gab auch andere Stäätchen und Potentaten, welche sich ihre Schweizergarde hielten. So hatte der Kurfürst von *Trier,* Erzbischof *Clemens Wenzel* (1768—1803), ein Sohn des Kurfürsten August III. von Sachsen, seine „Schweizer", die er ebenso, wie sein Vater, zu Hausdienst und Paraden verwendete. Ob es ächte oder „nicht wirkliche" waren, bleibe dahingestellt. — Daneben besass er eine Leibgarde zu Pferd, deren Oberst ein Schweizer, Freiherr *von Breitenlandenberg* war.

Der Kurfürst und Erzbischof von *Köln* unterhielt keine Schweizertruppen. Dagegen nahm bei ihm ein Basler, *Emanuel Fäsch,* eine hervorragende militärische Stellung ein. Freiherr, Hauptmann und Major im französischen Regiment *Stuppa,* dessen eines Bataillon in der Schlacht von

Montcastel (1677) er befehligte — verliess er 1683 die Armee des Sonnenkönigs, wie damals mancher brave Schweizeroffizier, missvergnügt, da aus konfessionellen Gründen er auf weiteres Avancement nicht mehr glaubte hoffen zu können. Besser ging's ihm, dem Protestanten, am Hof des geistlichen Fürsten. Er erhielt das Kommando des hildesheimischen Infanterieregimentes, das der Kurfürst zur Verfügung der kaiserlichen Armee nach Ungarn gesandt hatte. Dort half er (1685) die von den Türken hartnäckig verteidigte Festung *Neuhäusel* erstürmen, was ihm den Rang eines kurkölnischen Brigadegenerals (Generalmajors) eintrug. Auf weitere ihm zugedachte Beförderung verzichtend, kehrte er nach Beendigung des Feldzuges in seine Vaterstadt zurück. Er fand noch Gelegenheit, ihr und der ganzen Schweiz durch sein militärisches Können zu nützen, indem er 1689 ein eidgenössisches Aufgebot zum Schutze der Rheinübergänge gegen Frankreich befehligte. — Ein anderer Schweizer, der Urner *von Roll von Bernau* war Mitte des 18. Jahrhunderts Oberstallmeister und Adjutant des Kurfürsten, gleichzeitig Oberst eines Kavallerieregiments.

4. Kapitel.

Beteiligung am 30jährigen Krieg. Rheinpfalz. Strassburg.

Zu allen Zeiten kam es vor, dass auswärtige Staaten mit schweizerischen Kantonen gemeinsame lebendige Interessen hatten. Und mehr als einmal trat an solche Kantone die Versuchung heran, zugunsten solcher Staaten und solcher Interessen die Neutralität zu brechen, — am gefährlichsten zur Zeit des 30jährigen Krieges. Da waren es die Vorkämpfer der protestantischen Sache, welche in dringendster Weise bei der Tagsatzung wie bei den reformierten Ständen Bündnis und militärische Hülfeleistung nachsuchten. Der Markgraf von *Baden-Durlach,* Graf *Ernst von Mansfeld,* der berühmte, kühne Parteigänger, und schliesslich der grosse Schwedenkönig selber, *Gustav Adolf.*

Allen diesen Liebeswerbungen gegenüber verhielten unsere Räte sich ablehnend, und durch diese Zurückhaltung haben sie das schweizerische Vaterland vor dem verhängnis-

vollen Schicksal, in den entsetzlichen Krieg hineingezogen zu werden und sehr wahrscheinlich vor gänzlichem Untergang bewahrt. Jedenfalls ist dieser Bedächtigkeit das schöne Bild zu verdanken, in welchem die schweizerischen Gauen dem aus den furchtbar verwüsteten deutschen Landen zu ihnen sich kehrenden Simplicius Simplicissimus erschienen (s. Buch V, Kap. 1).

Dagegen liessen die evangelischen Stände es geschehen, dass Söldner auf eigene Verantwortung zu den Regimentern des Mansfelders wie denen des Schweden stiessen. Dem erstern zogen Scharen jener Bündner zu, welche infolge des Einbruchs der Oesterreicher in Graubünden (1621/22) ihre Heimat verlassen mussten. Zwei berühmte Männer, die nachher in den Geschicken ihrer rhätischen Heimat eine hervorragende Rolle gespielt haben, finden sich unter diesen Zuzügern: *Ulisses von Salis* und *Jürg Jenatsch*. Der erste war zuerst Reiterhauptmann, dann Infanteriemajor und führte durch seine persönlichen Werbungen in der Schweiz manchen weitern Landsmann zu den Fahnen seines Kriegsherrn. Jenatsch brachte es bis zum Hauptmann. Als im Frühjahr 1622 bei *Wiesloch* in der badischen Pfalz ein harter Zusammenstoss zwischen den Mansfeldern und den Truppen der Liga unter *Tilly* erfolgte, standen die Bündner im dichtesten Kampfgewühl und manche tiefe Lücke riss der Tod in ihre Reihen. Da lag mit vielen Prättigauern der Freund Jenatschs, Fähndrich *Gallus Rieder* auf der Wahlstatt und beinahe hätte seinen Kameraden das gleiche Geschick ereilt.

Für *Schweden* wurden 1632, unter Duldung der reformierten Kantone, zwei Regimenter zu je 1800 Mann geworben, das eine durch den Zürcher, *Peter Escher von Buchs*, einen alten Mansfelder, das andere durch *Samuel Weiss* von Bern, schon seit 1619 in den Diensten Gustav Adolfs. Da er gleichzeitig Präsident des schwedischen Kriegsrates war, übergab der König die Führung des Regiments an *Franz von Treytorrens* aus Yverdon, früher Grossmeister der Artillerie in Dänemark. Durch die vorzügliche Leitung dieser Waffe hatte er wesentlich zu den Siegen beigetragen, welche *Gustav Adolf* 1663 *am Lech* und im Breitenfeld von Leipzig

über *Tilly* erfochten hatte. — Die beiden Regimenter fochten tapfer mit in der Schlacht von *Lützen* (16. November 1632), wo der Schwedenkönig den bisher nie besiegten *Wallenstein* aufs Haupt schlug, aber sein Leben verlor. Zwei Jahre später standen sie in den Schlachtreihen der schwedischen Feldherren *Bernhard von Weimar* und *Gustav Horn* im Treffen von *Nördlingen,* das mit einer entscheidenden Niederlage der Schweden endete. Dort wurden die Schweizerregimenter derart zusammengehauen, dass an ihr Weiterbestehen nicht zu denken war.

Als weitere Schweizeroffiziere in schwedischen Diensten während des dreissigjährigen Krieges, die aber ohne Beziehung zu Schweizertruppen waren, ist vorab zu nennen der berühmte Zürcher Reisläufer *Hans Rudolf Werdmüller.* Die wechselvollen Geschicke dieses Troupier, der in recht vieler Herren Länder gedient hat, sind in höchst anziehender Weise geschildert im Jahrbuch von 1874 der Zürcher Feuerwerker-Gesellschaft (Verfasser des betr. Aufsatzes W. Meyer-Ott).

Hier sei nur daran erinnert, dass er auch in der Schweizergeschichte eine Rolle spielte, allerdings nicht eine solche, die „noch lange zurückleuchtet". Im Bauernkrieg (1653) hatte unter dem Oberbefehl seines Verwandten *Konrad Werdmüller* ein Kommando, von dem so viel bekannt ist, dass er zum Schaden der Bewohner der Kriegsschauplätze gewisse unfeine Angewöhnungen aus dem 30jährigen Krieg zur Anwendung brachte. Im fernern vermass er sich im ersten Villmergerkrieg (1656), in 24 Stunden die Veste Rapperswil zu nehmen; bringe er das nicht zustande, so könne man ihn an den höchsten Galgen henken. Er konnte sein Versprechen weder in 24 noch in mehr Stunden lösen, und mit seiner Zürcher Armada, die man nach der Niederlage mit dem Kosenamen „Böhggenflotte" bedachte, lief er gebeugt wieder im vaterländischen Hafen ein. Gehenkt hat man ihn nicht.

Ein anderer Schweizer in schwedischem Dienst war *Albert von Treytorrens,* Chef eines deutschen Kavallerieregiments. 1633 wurde er bei Kempten durch eine feindliche Kanonenkugel getötet. — Ein Basler, der noch in den letzten

Jahren des schrecklichen Krieges als schwedischer Kavallerie-Lieutenant ritt, *Emanuel Socin,* ist später berühmter geworden als Oberzunft- und Bürgermeister seiner Vaterstadt.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts machte der *Pfalzgraf bei Rhein* wiederholte Versuche, die Bewilligung zur Anwerbung schweizerischer Truppen zu erhalten; die protestantischen Stände beschränkten ihre Hülfe auf ein Gelddarleihen. Dagegen sehen wir mehrere Schweizeroffiziere in seinen Diensten. So zwei bekannte Zürcher: Den Oberst *Hans Georg Werdmüller,* der sieben Jahre vorher die ostschweizerischen Truppen gegen die aufständischen Bauern geführt hatte (Bauernkrieg von 1653) und den nachmaligen österreichischen Feldmarschall *Heinrich Bürkli.* 1671 warb dieser dem Pfälzer Kurfürsten eine zürcherische Freikompagnie. Als nach der Verwüstung der Pfalz 1688 die Franzosen vor die Hauptstadt des Kurfürsten, *Heidelberg,* zogen, war es der Oberstwachtmeister (Major) Bürkli, der sich im Kriegsrat ganz energisch gegen die Uebergabe aussprach. Auf die Einwendung, es fehle an Kugeln, erwiderte er, die könne man aus den bleiernen Wasserleitungen giessen. Es nützte nichts, die Stadt wurde gegen freien Abzug der Besatzung den Franzosen übergeben, und von ihnen das Jahr darauf samt dem herrlichen Pfalzgrafenschloss zerstört. Bald hernach, als der Kurfürst durch die Not des Landes zur Reduktion seiner Truppen genötigt wurde, ging Bürkli in kaiserliche Dienste.

Bei den pfälzischen Offizieren finden wir 40 Jahre früher auch den *Herkules von Salis,* Sohn des aus dem Mansfelder Feldzug uns bekannten Ulysse, als Oberst und Kommandant von Frankenthal.

Zwischen der deutschen Reichsstadt *Strassburg* und den Städten Zürich und Bern bestand seit 1588 ein Schutz- und Trutzbündnis, wonach die beiden Schweizerstädte der deutschen, wenn sie in Krieg verwickelt werden sollte, Hülfsmannschaft zu stellen hatte gegen vereinbarte Entschädigung (5000 Gulden pro 1000 Mann und Monat).

Diese Hülfe wurde im Jahr 1592 bei einem Streit um den Bischofsstuhl angerufen und geleistet, ohne dass es zum

Kampf gekommen wäre. Von da an 80 Jahre lang nicht mehr. — Da brach 1672 der Krieg Ludwigs XIV. gegen Holland aus, in welchem das deutsche Reich und der Kurfürst von Brandenburg gegen den französischen Eroberer Partei nahmen. Da kam die Reichsstadt in eine recht ungemütliche Lage. Grosse Stücke des Elsasses waren seit dem westphälischen Frieden im Besitze Frankreichs und es war vorauszusehen, dass König Ludwig bei erster Gelegenheit versuchen werde, auch Strassburg in seine Gewalt zu bekommen. Am Mittelrhein standen mächtige Heere unter berühmten Feldherren sich gegenüber, die Franzosen unter *Condé* und *Turenne,* die Deutschen unter Kurfürst Friedrich Wilhelm und *Montecucoli.* Strassburg machte Anstrengungen, seine Neutralität zu wahren und rief zu mehrerem Schutze die Schweizer herbei. Dem Ruf folgte zunächst je eine 150 Mann starke Kompagnie frei geworbener Leute aus Zürich und Bern, unter den Hauptleuten *Simmler* und *Imbert von Diesbach,* später ersetzt durch *Victor von Büren.* Das war 1673. Zwei Jahre später rückten je zwei andere Kompagnien Zürcher und Berner in gleicher Stärke nach, die erstern geführt von *Salomon Ziegler* und *Hans Heinrich Weiss,* die Berner von *Hans Rudolf von Erlach* und *Ludwig von Wattenwyl* (später *Daniel Lerber).* Diese Truppen wurden feierlich empfangen und bewirtet. „Darbey es starke Räusche hat geben, darvon ich nit den geringsten hab weggetragen“, berichtet der wackere Zürcher Hauptmann Simmler, dessen Fähnlein übrigens das bestgeführte und einexerzierte der schweizerischen Truppe war. Die Stadt Strassburg nahm es mit der von ihr verkündeten Neutralität nicht sehr genau, indem sie den kaiserlichen Truppen wiederholt gestattete, über die Brücke zu ziehen. Das liessen sich die Franzosen nicht bieten. Im Juli 1678 griffen sie die zur Deckung des Rheinüberganges bestimmte Kehlerschanze an, die von 800 Mann Strassburgern, darunter die Kompagnien Simmler und Lerber, verteidigt war. Die Schanze wurde erstürmt, trotzdem die Strassburger und Schweizer nach dem Zeugnis des französischen Führers „sich über die Massen mit Piquen und Granaten defendirten“ und hienach zwei weitere Schanzen,

auf einer Insel und auf dem linken Rheinufer, bei welchen Stürmen der Berner Hauptmann von Erlach tötlich verwundet wurde und sein Lieutenant *von Landenberg* fiel. Nun war der Rheinübergang in den Händen der Franzosen, und es wäre ihnen wohl nicht schwer geworden, die Stadt selber zu erobern. Für einmal verzichtete König Ludwig darauf. Drei Jahre später holte er das Aufgeschobene ein, indem er mitten im Frieden die alte Reichsstadt überrumpeln liess und Frankreich einverleibte.

Durch den Frieden von Nymwegen im Februar 1679 hatte dieser Feldzug vorab seinen Abschluss gefunden, und im Sommer des gleichen Jahres wurden die sechs Schweizerkompagnien sukzessive nach der Heimat entlassen; ein Ereignis, von dem auch die in dieser Zeitschrift abgedruckte Chronik von Bannwil (Heft I, 1915) Notiz genommen hat: „Anno 1679. Im Frülig ist in dem Niderland widerumb friden gemacht worden undt sindt zusgehnt meyen die schwizerischen Saadatten (Saldaten, dialektischer Ausdruck für Soldaten) von Straßburg wider nach Hauß komen (S. 42). Das lebendigste Andenken an diesen Strassburger Feldzug ist das schwermütig-schöne Lied „Zu Strassburg auf der Schanz". Ob ihm eine wirkliche Begebenheit zugrunde liegt, lässt sich nicht ermitteln und keinenfalls hörte jener Schweizersoldat „das Alphorn drüben wohl anstimmen", denn dies Klangwerkzeug war damals wie heute weder in Kehl noch in Offenburg zu Hause. Aber durch diese kritische Nörgelei wollen wir uns im Genuss der alten herrlichen Weise nicht stören lassen. Uebrigens sagen uns kundige Männer, dass das Alphornmotiv erst später eingeschoben worden ist und dass das Strassburger Lied ursprünglich lautet:

„Zu Strassburg auf der Schanz,
Da fängt mein Unglück an.
Ich hab' wollen meinem Herrn desertier'n,
Und hab' wollen einem andern dien'n"

oder: Da wollt' ich den Franzosen desertieren,
Und wollt' es bei den Preussen probieren.
Es geht mir nicht an.

Mir auch nicht. Vom Schweizer, der, vom Heimweh bezwungen, seinen Posten verlässt, höre ich lieber singen als vom Deserteur, der einfach von einem Herrn zum andern überlaufen will. Das Alphorn nehme ich dabei in den Kauf. (S. übrigens *Greyerz,* Im Röseligarten I, S. 73.) Immerhin wäre noch zu beweisen, dass es wirklich unhistorisch sei. Tatsache ist, dass einmal Schweizeroffiziere in französischen Diensten einen Berner Alphornbläser sich hielten. Das könnte ja auch in Strassburg vorgekommen sein. Nur die Annahme bliebe ausgeschlossen, dass der Soldat es „drüben" habe anstimmen hören.

Kulturhistorisches aus dem XVIII. Jahrhundert.

Von *J. Keller-Ris* in Bern.

(Quellen: Thurmbücher und Rathsmanuale im Staatsarchiv Bern.)

Behandlung eines halbblödsinnigen Brandstifters.

Peter Stucki von Grosshöchstetten, der Herrschaft Weil, bei 39 Jahre alt, ist am 30. Juli 1742 wegen Brandstiftung an einem schlechten „Tagwehner Häußlin" eingebracht worden. Er ist offenbar geistig beschränkt. Als ein „Umgänger" ist er von einem Bauer zum andern zum Essen gegangen. Die Schule hat er nie besucht, wohl aber Predigt und Kinderlehr; ist aber nie befragt worden. Beten kann er „das Vater Unser", „den Glauben" und „Ich armer Sünder".

In dem angezündeten Hause wohnte eine böse Frau, die ihn alle Zeit „höhn und taube gemacht". Sie habe ehemalen Anken gestohlen und die Sache auf ihn geschoben, ihn allezeit fragend: „Ist die Ankenballen gut g'sin? Ist die Ankenballen gut g'sin?" In aller Höhne hat er das Haus in Brand gesteckt. Nur mit Mühe bringt man ihn zum Geständnis, es sei ihm leid. Er hat vorher mit einem Stock der Frau einen